GENDER OPEN REPOSITORIUM

"Internationale Frauenuniversität – Technik und Kultur" (ifu) an der Universität Hannover 15. Juli bis 15. Oktober 2000 : Werkstattbericht

Lüthi, Barbara; Rautenfeld, J. Erika von

2001

https://doi.org/10.25595/1128

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Lüthi, Barbara; Rautenfeld, J. Erika von: *"Internationale Frauenuniversität – Technik und Kultur" (ifu) an der Universität Hannover 15. Juli bis 15. Oktober 2000 : Werkstattbericht*, in: L' homme : Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, Jg. 12 (2001) Nr: 1, 169-172. DOI: https://doi.org/10.25595/1128.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.7767/lhomme.2001.12.1.169

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

„Internationale Frauenuniversität – Technik und Kultur" (ifu) an der Universität Hannover, 15. Juli bis 15. Oktober 2000

Werkstattbericht

Barbara Lüthi und J. Erika von Rautenfeld

Mehr als 900 Frauen aus über 115 Ländern versammelten sich in den Sommermonaten 2000 an der „Internationalen Frauenuniversität – Technik und Kultur" (ifu), um zu den Bereichen Migration, Körper, Information, Wasser, Stadt und Arbeit gesellschafts- und geschlechtsrelevante Themen zu diskutieren und in Projekten umzusetzen.

Zum ersten Mal in der deutschen Universitätsgeschichte beanspruchten Frauen in Hannover drei Monate lang den Gestaltungsraum einer Universität für sich. Im allgemeinen Bewusstsein ist mittlerweile verbreitet, dass von Bildungsbenachteiligung für Frauen fast nicht mehr die Rede sein kann. Sie haben in Europa Zugang zu allen Bildungsinstitutionen erlangt und scheinen zudem erfolgreich darin. Anders jedoch als es ihr Selbstverständnis gerne präsentiert, sind die Universitäten keineswegs Vorreiterinnen einer paritätischen Geschlechterbeteiligung. Vielmehr vollzieht sich die Integration von Frauen an der Universität im deutschsprachigen Raum in einem mühsamen Prozess der Angleichung, Segmentierung und Hierarchisierung zwischen den Geschlechtern, begleitet auch von Differenzen zwischen Frauen. Die Angleichung an ein von Männern dominiertes System zeigt sich in der Wissenschaftsorientierung und den Studienpräferenzen von Frauen, die Segmentierung am offensichtlichsten in der unterschiedlichen Platzierung auf dem internen und externen akademischen Arbeitsmarkt, die Hierarchisierung in den unterschiedlichen Stellungen innerhalb des Universitätssystems und im altbewährten „Patronagesystem".

Die Idee einer Frauenuniversität sei bereits vor über zehn Jahren entstanden, erzählte die Präsidentin Ayla Neusel in einem Interview. Schon seit Jahren bestanden Bemühungen, eine solche zu gründen. Denn zwar studierten viele Frauen, aber noch immer seien die Chancen klein, Spitzenpositionen wie Professuren mit Frauen zu besetzen. Und trotz der seit Mitte der 80er Jahre existierenden Fördermaßnahmen für Frauen (Quotenregelung, Frauenbeauftragte, Nachwuchsprogramme und finanzielle Mittel) verlaufe die Umsetzung in Ergebnisse zu langsam. Durch die Gründung einer Frauenuniversität nach internationalem Vorbild erhoffe man sich, diese Situation zu

Online gestellt mit finanzieller Unterstützung der Universität Basel (Lehrstuhl Prof. Dr. Claudia Opitz-Belakhal).

verbessern. Nach Ayla Neusel geht es dabei vor allem um die Förderung von Nachwuchs-Wissenschaftlerinnen – was nicht in Widerspruch zu der Tatsache steht, dass nicht-akademische Berufstätige und Aktivistinnen einen großen Teil der ifu-Studentinnenschaft ausmachten.

Die internationale Frauenuniversität in Hannover verstand sich zuallererst als ein Studien-Reformprojekt mit innovativen Zielen: Statt innerhalb von Fakultäten wurden die in Englisch angebotenen Kurse in interdisziplinären Projektbereichen durchgeführt. Es sollte vor allem ein Ort des Experimentierens sein, an dem nicht nur Kritik an bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen ermöglicht, sondern Dinge wirklich neu gedacht werden sollten. Inhaltlich deckte das Programm eine breite Palette von Schwerpunkten ab. Der Projektbereich „Body" etwa, geleitet von der Soziologin Patricia McFadden (Simbabwe) und der Historikerin Barbara Duden (Deutschland), beschäftigte sich mit Themen, deren Bandbreite von Gewalt- und Lusterfahrungen von Frauen über Körper und Technologie, Genetik und Bevölkerungspolitik bis hin zu Geburt und Reproduktion reichte. Der Bereich „Migration", unter der Leitung von Mirjana Morokvasic-Müller (Ex-Jugoslawien/Frankreich) und Astrid Albrecht-Heide (Deutschland), befasste sich mit den unzähligen damit verbundenen Schnittstellen: mit dem weltweit steigenden Frauenhandel, der freiwilligen und erzwungenen Arbeitsmigration, den Auswirkungen der Globalisierung auf Migration und auf Staatsbürgerrechte von Frauen oder auch mit Initiativen wie „Women Living under Muslim Law".

Die Veranstaltungen kreisten jedoch nicht nur um Fragen von Geschlecht und Sexualität. In einer Zeit, in der *national exclusiveness*, Fremdenfeindlichkeit und (offen gelebter) Rassismus in Europa wieder verstärkt en vogue sind, ist eine explizit international ausgerichtete Frauenuniversität ein notwendiges Projekt. In diesem Zusammenhang spielten die spezifischen Fragen von Ethnizität, Rassismus und Nationalismus eine wesentliche Rolle. Fortwährend waren die Teilnehmerinnen – gerade auf Grund ihrer kulturell unterschiedlichen Hintergründe – gezwungen zu kontextualisieren, eigene Konzepte neu zu überdenken. Zudem verdeutlichte sich in *real-life*-Situationen, was in den Seminarräumen theoretisch diskutiert wurde. Symptomatisch waren etwa die Erlebnisse einiger ausländischer, nicht-weißer Studentinnen: Seit der Einführung der sogenannten „verdachtsunabhängigen Kontrollen" ist es der deutschen Polizei erlaubt, jede Person anzuhalten und zu kontrollieren, was diese Frauen persönlich zu spüren bekamen. Viele der weißen Studentinnen wurden durch solche Vorfälle erneut auf die Tatsache gestoßen, dass die alltäglichen Erfahrungen von weißen und nicht-weißen Frauen eklatant auseinander klaffen, dass „whiteness" eine „structured invisibility" (Ruth Frankenberg) darstellt, die im Kontext von Dominanz, Gewaltausübung und Machtstrukturen in ihren unterschiedlichen Facetten kaum thematisiert wird. Rassismen in ihren offenen und versteckten Formen können – das wurde im Alltag und in den Seminarräumen deutlich – institutionell niemals ohne legitimierenden Diskurs, ohne das zusätzliche Schweigen der Beteiligten operieren. Die Teilnahme vieler Studentinnen an der Anti-Rassismus-Demonstration am „Tag der deutschen Einheit" war ein minimaler Beitrag zum Versuch, dieses Schweigen zu brechen.

Nur ein Teil der Sommeruniversität spielte sich im Rahmen von Unterrichtseinheiten ab. Erst die unterschiedlichen Formen des Zusammenkommens, des gemeinsamen

Lebens und Arbeitens machten die Ungewöhnlichkeit dieser Universität aus. Jeden Freitag etwa fand in einem Kulturpavillon „ifu's open space" statt, eine Aktion, die sich an ein breiteres Publikum in Hannover und der umliegenden Region richtete. Sie erlaubte der Öffentlichkeit einen Einblick in die Projekte der ifu und stellte in Podiumsdiskussionen, Vorträgen und anderen Präsentationsformen zum Teil kontroverse Themen zur Debatte. Dazu gehörten zum Beispiel „gene-, bio- and reproductive technologies in the context of global life politics" oder auch „conflict, peace and gender". In wöchentlichen Arbeitsgruppentreffen des Bereiches „Migration" etwa erarbeiteten *visiting scholars* mit den Studentinnen Projekte zu verschiedensten Themen, die dann in der Präsentationswoche zum Abschluss der drei Monate in Form von Videos, Fotoausstellungen, Vorträgen usw. vorgestellt wurden. Die „virtuelle Universität" (www.vifu.de) hingegen ermöglichte den Frauen aus allen Weltteilen bereits vor Beginn des Projektes den Austausch. Umgesetzt wurde die vifu von Assistentinnen und wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen, welche nicht nur per *Website* ein Forum des Informationsaustausches (auch für Nicht-ifu-TeilnehmerInnen zugänglich) bereitstellten, sondern auch Computerzentren an den verschiedenen Projektorten mitbetreuten und computerspezifische Kurse anboten. Die „virtuelle Universität" sollte lokales Wissen der Frauen in seiner jeweiligen Signifikanz und Beziehung zueinander sichtbar machen und als Forum für kooperatives Lernen und Wissen dauerhaft – über das Ende der Sommeruniversität hinaus – eingerichtet werden. Die dafür versprochenen öffentlichen Förderungsgelder sind allerdings noch nicht bewilligt.

Kritik an der Frauenuniversität – von außen und innen – war während des gesamten Projektes präsent. Im Rahmen eines Pilotprojekts ist das wünschenswert, vor allem dann, wenn die ifu – was zur Diskussion steht – einen permanenten Sitz an der Universität Hannover erhalten soll. Seitens der EXPO-Gegner beispielsweise kamen Vorwürfe hinsichtlich der finanziellen Verflechtung der ifu mit der Weltausstellung, welche sich an der Finanzierung der Frauenuniversität beteiligt hatte – die damit als eines der unzähligen EXPO-Projekte registriert war. Während die ifu in ihrem Programm angab, die kritische Beziehung von Technologie und patriarchalischer Kultur auch anhand des Beispiels der EXPO zu beleuchten, habe sie nach Meinung der KritikerInnen als Aushängeschild für eine frauenfreundliche Politik der EXPO gedient.

Die Finanzierung eines solchen Großprojektes stellte in der Tat eine der größten Herausforderungen dar. Beworben hatten sich über 1.500 Frauen, von denen 949 aufgenommen und von rund 230 Dozentinnen aus 60 Ländern betreut wurden. Fast 60% der Frauen stammten aus der sogenannten Dritten Welt, zuvorderst Asien, aber auch aus Lateinamerika und Afrika. Gerade diese Vielfalt machte die Besonderheit des Forums aus. 60% der Teilnehmerinnen waren durch Stipendien finanziert, welche vorwiegend an Frauen aus der sogenannten Dritten Welt gingen. Zwölf Selbstzahlerinnnen finanzierten jeweils eine Frau aus diesen Ländern mit, was die Leitung als Antwort auf Kritik als einen „bescheidenen Beitrag zur Umverteilung von Nord nach Süd" verstanden haben will. Der von einer Studentinnen-Initiative spontan ins Leben gerufene „Solidaritäts-Fond" half einzelnen Frauen zudem über kleinere finanzielle Engpässe hinweg.

Kritik von innen betraf vor allem die Dominanz der westlichen akademischen Welt gegenüber den sogenannten Dritte-Welt-Ländern, was von vielen als eine Weiterfüh-

rung des „kolonialen Denkens" empfunden wurde. Für viele bedeutete die Unterrepräsentanz gewisser Länder und Weltregionen auf der Ebene der Dozentinnen und behandelten Themen ein Nicht-Beachten ihrer Lebenswelten, Erfahrungen und Probleme. Immer wieder tauchte die Frage auf, wer für wen spricht und was in diesem Prozess des „Repräsentierens" vermittelt beziehungsweise ausgeblendet wird. Wünschenswert wäre es zudem gewesen, neue Formen des Lernens und Lehrens noch stärker einzubeziehen: weniger vorgegebene Strukturen und noch mehr Raum, dem eigenen Wissen, der eigenen Erfahrung eine Stimme verleihen zu können. Versuche in diese Richtung stellten sowohl die Studienwoche „Art Encounters Science" als auch unzählige Arbeitsprojekte im künstlerischen Bereich dar.

Trotz aller Kritik jedoch – so wird mittlerweile aus den Reaktionen der Frauen aus aller Welt deutlich – war die ifu ein ungewöhnliches Forum, eine Grenzüberschreitung in unterschiedlichsten Variationen. Die Besonderheit des gesamten Unternehmens lag in den Möglichkeiten zur Gestaltung gewisser alternativer Freiräume durch das Einbringen vielfältiger Ideen, getragen von den unterschiedlichen kulturellen Hintergründen der Frauen. Die ifu funktionierte während der ganzen Monate nie nur innerhalb geschlossener Vorlesungssäle und Computerräume. Das Abfassen von Petitionen, die Teilnahme an Demonstrationen, die wöchentlichen Gedichtelesungen, die gemeinsame Betreuung der mitgereisten Kinder, die informellen Diskussionsabende zu unterschiedlichsten Themen und andere spontane Aktionen bewirkten eine ungeahnte Dynamik. Die Art und Weise, wie hier zusammen gearbeitet, diskutiert und gelebt wurde, war für viele Teilnehmerinnen einzigartig, bestärkend und verbindend. Das wurde gegen Schluss in den Gesprächen und Aussagen vieler Frauen zunehmend deutlich. Die Internationalität der Studentinnenschaft muss als eine der innovativsten Punkte der ifu verstanden werden, kein „Multi-Kulti-Brei" mit Nivellierungstendenzen, sondern ein Reiben an Unterschiedlichkeiten, Gegensätzen, auch Unvereinbarkeiten. Es war nie reibungslos, oftmals improvisiert und es mangelte nicht an Konfrontationen. Immer wieder aber vermochte der Versuch, einander durch das Experimentieren mit Sprache, Kunst und Körper zu begegnen, sich anzunähern und im Erkennen der Unterschiedlichkeiten kleine Inseln von *empowerment* zu schaffen, solche Situationen zu durchbrechen.